

Das Gefühlsleben ist jetzt der absolute Regent unserer sozialen und persönlichen Bindungen.

Botho Strauß

Beziehungskirche

Das mit dem Wort „Beziehung“ Gemeinte steht gegenwärtig für etwas merkwürdig Ambivalentes: Bei aller bereichernden Emotionalität, die es verheißt, provoziert es doch auch starke Aversionen und Vorbehalte, weil man es in der Wortverbindung „Beziehungskiste“ assoziiert mit endlos larmoyanten, selbstquälerischen und letztlich zu nichts führenden Wortgefechten um Nähe und Distanz, Geborgenheit und Abgestoßensein.

Das mit „Beziehung“ Gemeinte ist damit jedoch längst nicht ausgeschöpft. Von Interesse ist dies gegenwärtig weniger deshalb, weil Menschen gewissermaßen von Natur aus auf Beziehungen hin ausgerichtet sind, in mehr oder weniger formell gefaßten Gemeinschaften leben und gemeinschaftlich handeln – selbst wenn ihnen dies im Zeitalter des Individualismus weniger denn je präsent zu sein scheint. Typisch für unseren heutigen Umgang mit Beziehungen ist, daß diese vom einzelnen als immer weniger selbstverständlich vorgegeben betrachtet werden. Es liegt an ihm selbst, ob er eine bestimmte Beziehung aufnimmt, sich für sie entscheidet, wie er sie pflegt und ausgestaltet. Wer heute von Beziehungen spricht, meint die individuell gesuchte, vergleichsweise gefährdete, weil begrenzt dauerhafte und von außen wenig gestützte, vornehmlich auf Gefühlswerten aufruhende zwischenmenschliche Beziehung. Beziehungen „funktionieren“ im wesentlichen nach den Gesetzen von Individualisierung und Selbstorganisation.

Die Möglichkeit der Nichtentscheidung wird unmöglich

Was das mit *Kirche und Christentum* zu tun hat? Mehr, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Von Beziehung spricht man keineswegs nur im Zusammenhang mit dem Thema, für das es gewöhnlich am häufigsten gebraucht wird, die Beziehungen von Männern und Frauen zueinander. „In allen Bereichen der Biographie brechen Wahlmöglichkeiten und Wahlzwänge auf . . .“ Das Verwandeln von Vorgegebenheiten in Entscheidungen bedeutet: „Die Möglichkeit der Nichtentscheidung wird der Tendenz

nach unmöglich“. Alles Erdenkliche muß „durch die Mühlen der Beziehung, Bedenken und damit: Abwägungen der unterschiedlichen Konsequenzen“ hindurch (*Ulrich Beck*).

Wo Menschen heute ihren Glauben bewußt und betont gemeinschaftlich leben oder zumindest auf die eine oder andere Weise einer solchen Gemeinschaft angehören und sich zu ihr verhalten, stellt sich auch unweigerlich die Frage, wie sie ihre Beziehungen zu dieser Gemeinschaft, zu ihren anderen Gliedern sowie zu sich selbst als Teil und möglicherweise Verantwortungsträger dieser Gemeinschaft verstehen und gestalten – ganz zu schweigen von der Beziehung zum Glauben als Beziehung zu einem transzendenten Du.

Aber auch wenn man dieses letztgenannte Grundelement des christlichen Gottesbildes an dieser Stelle außer acht läßt: Das Verhältnis, das Gläubige zu ihrer Kirche entwickeln, ist ganz wesentlich geprägt von der Art und Weise, in der heute Menschen im allgemeinen Beziehungen knüpfen und aufgeben, suchen und ablegen. „Beziehungskisten“ gibt es nicht nur zwischen verschiedengeschlechtlichen Partnern, sondern ebenso *zwischen Gläubigen und ihrer Kirche bzw. ihrer Gemeinde*. Es gibt sie zwischen Amtsträgern und ihrer Kirche. Das Verhältnis vieler Christen zu ihrer Kirche und Gemeinde, zu sich selbst als Glied und Teil davon mutet in mancherlei Hinsicht auch nicht weniger schmerzhaft an als die vielen Beziehungskisten zwischen Männern und Frauen, nicht weniger uferlos und unlösbar, zuweilen auch larmoyant und selbstzerstörerisch, aber vielfach außerordentlich bedrängend. Immer dreht es sich um den Zusammenhang und den Gegensatz von als ungenügend erfahrenen Beziehungen, wenn nicht gar Beziehungslosigkeit einerseits und dem unabweislichen Bedürfnis nach Beziehung andererseits.

Für das Verhältnis der Gläubigen zu der traditionellen kirchlichen Vergemeinschaftungsform schlechthin, der *Gemeinde*, bedeutet ein Leben unter den Bedingungen heutiger Beziehungswahl eine erhebliche *Lockerung der Bindungen*. Durch die rapide gewachsene äußere Mobilität sind die Territorialpfarreien für den heutigen Gläu-

bigen weit weniger selbstverständlich natürliche Anlaufstellen für ihr Glaubensleben. Die Tatsache, daß man territorial einer bestimmten kirchenrechtlich definierten und mit bestimmten Zuständigkeiten ausgestatteten Pfarrei angehört, verliert an bindender Wirkung. Auf das „personale Angebot“ einer Pfarrgemeinde kommt es mehr denn je an. Wem die eigene Pfarrei aus irgendeinem Grund nicht zusagt, der findet andernorts ein breites geistliches Angebot: in geistlichen Gemeinschaften, Klöstern, Akademien, Bildungshäusern – oder auch nur in einer anderen, teilweise schon zur Personalgemeinde gewordenen Pfarrei.

Gewählte Beziehungen sind anspruchsvoller, aber enttäuschungsanfällig

Entscheidend wird zunehmend die individuell hergestellte *Qualität* der erreichten personalen Beziehung, also die Frage, wie sich der einzelne in einer bestimmten Gemeinde fühlt – oder anders: wie sehr ihm die spezielle Form von liturgischer Feier, Predigtverkündigung und kirchlichem Selbstverständnis eines Priesters, einer Gemeinde zusagt. Der einzelne wählt aus und entscheidet selbst darüber, in welcher Kirche er am Sonntagsgottesdienst teilnimmt, wo er sich darüber hinaus im Gemeindeleben engagiert. Die einmal getroffene Entscheidung gilt – das gehört zu den Bedingungen von Beziehungen – bis auf Widerruf, und der kann von heute auf morgen erfolgen, auch aus äußerst trivialen Gründen. Weiterreichende Verpflichtungen bestehen ebensowenig wie eine Rechenschaftspflicht – man fühlt sich nicht mit der Gemeinde „verheiratet“ – und sagt dies so, als wäre die Vorstellung, an irgend jemanden oder irgend etwas ein für alle Mal ohne Wahlmöglichkeiten gebunden zu sein, im Grunde unvorstellbar.

Was lokal für die Gemeinde gilt, gilt auf andere Weise – für die *Kirche insgesamt*. Die Tatsache, in einen bestimmten konfessionell vorgeprägten kirchlichen Zusammenhang hineingeboren zu sein, bindet den einzelnen immer weniger. Die Relevanz institutionell und traditional bestimmter Vorgaben und Erwartungen in Bezug auf Liturgie, Glaubenslehre und Glaubenspraxis heutigen Menschen plausibel zu machen, wird zunehmend schwieriger. Vielmehr möchte das Individuum selbst bestimmen, wozu es einen Bezug hat und wozu nicht. Es will nicht nur in Vorgegebenes einstimmen, sondern aus Vorgegebenem und neu Entwickeltem frei wählen können. Sich dauerhaft für etwas Bestimmtes zu entscheiden und sich damit wesentlich und freiwillig in den eigenen Möglichkeiten zu begrenzen, fällt auf Beziehungssuche befindlichen Zeitgenossen schwer.

Unterschiedlich sind vor allem auch die Konsequenzen, die der einzelne aus einem möglichen Konflikt- oder Dissensfall zieht: Wo Ordnungen und Vorgegebenes zwischenmenschliche Beziehungen und Bindungen an Institutionen bestimmen, vermögen Konflikte und Dissens nur selten alles in Frage zu stellen. Sie bleiben eine

begrenzte Angelegenheit. Wer nicht vorgeprägte, sondern individuell gefüllte und personal ausgestaltete Beziehungen sucht, dessen Frustrationstoleranz ist demgegenüber weniger groß: Sein Ja ist weniger auf Totalität und Dauerhaftigkeit angelegt – und so kann auch sein Nein umgehender erfolgen. Gewählte Beziehungen sind in der Sache vielleicht anspruchsvoller, zugleich aber weniger enttäuschungsresistent.

Das alles bedeutet zwar nicht, daß nicht auch vergangene Generationen ausgewählt hätten – etwa aus einer Fülle von Frömmigkeitsformen und Spiritualitätsstilen –, daß nicht auch in früheren Zeiten die Beziehungen von Gläubigen zu ihrer Kirche vielfach von konkreten personalen Beziehungen geprägt und entscheidend beeinflusst wurden – von der Beeinflussung durch die vielgerühmten „Jugendkapläne“ bis zum Mittun in Verbänden, geistlichen Bewegungen, im Umfeld von Ordensgemeinschaften u. ä. – dennoch war dies nicht dasselbe. In der Vergangenheit bestand kein *Wahlzwang*: man entschied sich allenfalls für etwas, das über das hinausging, was alle oder zumindest die meisten taten. Wer heute nicht wählt, stellt sich demgegenüber vielfach bereits außerhalb des Ganzen.

Ein weiteres Feld, auf dem sich gegenwärtig kirchlicherseits Folgen dieses Wandels zeigen, ist nicht nur, aber vor allem die zentrale Gruppe der amtlichen Vertreter der Kirche, der *Priester*. Auch sie möchten wählen können, wo frühere Generationen kaum auf den Gedanken kamen, daß ihnen wirkliche Wahlmöglichkeiten zustünden. Ob es diejenigen sind, die davor zurückscheuen, den Weg zum Priestertum einzuschlagen, oder diejenigen, die – seit Jahren im Amt – z. Z. geradezu wellenartig aus ihrem Amt streben. Oder auch diejenigen, die zwar im Amt verbleiben, aber sich auf andere Weise vermehrt Wahlmöglichkeiten in ihrem privaten Umfeld zugestehen, die ihnen bisher verwehrt blieben oder die sie sich selbst bisher nicht einräumten – überall der Wunsch nach mehr Möglichkeiten, jenseits des strukturell vorgegebenen Individualität zu zeigen, sich unterscheiden zu können, individuelle Beziehungsfähigkeit zu entwickeln und nicht nur vorbestimmte Rollen zu spielen und Aufgaben wahrzunehmen. Daß der einzelne sich nie nur ausschließlich von Rollen und Zwängen *freimacht*, sondern zugleich immer auch wieder in *neue Abhängigkeiten* gerät, gilt es zwar zu beachten, dies vermag jedoch nicht die Entwicklungsrichtung insgesamt in Frage zu stellen.

In der Kirche tut man so, als gäbe es nichts zu wählen

Auf allen drei Gebieten macht gegenwärtiges *kirchenamtliches* Denken und Handeln den Eindruck, als habe es die besonderen Bedingungen kirchlichen Lebens im „Zeitalter der Beziehungskisten“ noch nicht recht begriffen. Die sich auf den unterschiedlichen Gebieten daraus ergebenden Folgen werden zuallererst verstanden als Abweichungen vom rechten Weg, als mangelhafte Zustimmung zu vermeintlich Unaufgebbarem. Die Bedingungen einer Kultur, in der sich Menschen die für sie wichtigen Bezie-

hungen individuell wählen, wird leicht als Abfall und theologisch als Sünde verbucht, anstatt sie zunächst einmal in ihrer Ambivalenz wahrzunehmen und als Ausdruck eines bestimmten kulturellen Wandels zu begreifen. Zum einen wird immer noch vorrangig von *vorgegebenen* Beziehungen her gedacht (Tradition, Familie, Territorialgemeinde) und die Chancen, aber auch die Zwänge, auf jeden Fall aber die Bedingungen heutiger Beziehungswahl werden zu wenig realisiert.

Zum anderen wird die radikale Wahlmöglichkeit in religiöser und konfessioneller Hinsicht noch nicht wirklich wahrgenommen. In der gottesdienstlichen Verkündigung tritt der einzelne fast überall einer christlich-abendländischen Reinkultur entgegen, die ansonsten immer weniger selbstverständlich ist. Schon der Gang in eine x-beliebige Buchhandlung macht deutlich, wie plural gegenwärtig das Themenfeld Religion geworden ist. Innerkirchlich tun wir aber immer noch so, als gäbe es *nichts zu wählen* – das Lebensgefühl vieler Zeitgenossen, und zwar einschließlicher vieler Kirchgänger, sagt jedoch bereits anderes.

Kirchliche Einheit herzustellen, wird schwieriger, aber notwendiger

Im Blick auf die zahlreichen innerkirchlichen Spannungen wirkt sich dies so aus: Mit institutionellen Mitteln reagiert man auf Abweichungen, ohne hinreichend wahrzunehmen, daß man den Abweichungen weniger als zu ahndende Verstöße gerecht wird, sondern daß sie genuiner Ausdruck einer Situation sind, in der sich Zeitgenossen immer wieder neu für die eigene Auffassung entscheiden. Man verhält sich so, als müßten Glaubende lediglich einstimmen in etwas weithin Vorgegebenes. Man streitet sich um dogmatische Aussagen, aber realisiert zu wenig, daß viel tiefer anzusetzen wäre: Die Bereitschaft, traditions- und institutionsbestimmte Vorgaben als unumstößlich oder zumindest auf die eine oder andere Weise relevant anzunehmen, hat abgenommen. Die Frage müßte lauten: Wie kann ein Leben auf der Basis einer in ihrem Kern unverzichtbaren Tradition unter Verhältnissen gelingen, die so sehr vom Subjekt des Glaubenden bestimmt werden?

Sanktionen sind das denkbar ungeeignete Mittel – sie stellen etwas unter Strafe, was für den Zeitgenossen unverzichtbares Mittel ist, sich heute zu sich selbst zu verhalten (*Peter Berger*: „Zwang zur Häresie“). Wer vorrangig mit Strafmaßnahmen reagiert, denkt und handelt noch im Modell immer schon vorgegebener Beziehungen. Wer Wahlmöglichkeiten primär auf administrativem Wege unterbinden will, tut dies zwar subjektiv in der Gewißheit, nur so der eigenen Verantwortung gegenüber dem Vorgegebenen gerecht zu werden, wendet sich damit aber frontal gegen die Lebensgesetze der Gegenwartskultur und stößt – mehr als es der Sache nach erforderlich ist – auf Vorbehalte und Ablehnung. Genau dies markiert ein Dilemma, in dem sich die katholische Kirche gegenwärtig befindet. Kirchliche Einheit zu bewahren, ist unter solchen Bedingungen *schwieriger*, aber auf andere Weise auch *notwen-*

diger denn je. Es muß neu um Verständnis dafür geworben werden, daß eine Glaubensgemeinschaft nie nur eine diffuse Ansammlung der jeweils Lebenden sein kann, sondern eine Gemeinschaft der in und mit diesem Glauben Lebenden von gestern und von heute. Dies wiederum ist jedoch keine Generalvollmacht dafür, alles beim alten zu belassen. Der einzige Weg, dem weiterzugebenden Erbe treu zu bleiben, besteht möglicherweise darin, deutlich neue und andere Akzente zu setzen – immer im Wissen, daß der Kern des zu Überliefernden damit nicht zur Disposition gestellt wird. Einheit muß unter solchen Bedingungen als ein dynamischer Prozeß begriffen werden.

Ob bei den geweihten bzw. amtlichen Vertretern der Kirche oder den Laien – insgesamt wird man sich im übrigen mehr denn je auf vielfältigere Existenzformen einzustellen haben, als dies gerade im lange Zeit stark milieugeprägten deutschen Katholizismus anzutreffen war. Je enger hier die Grenzen gezogen werden, desto geringer die Aussicht, größere Teile einer immer weniger „volkskirchlich“ geprägten Bevölkerung zu erreichen.

Das alles heißt nicht, daß es nicht auch Aufgabe der Kirche wäre, Individualisierung immer auch auf mehr *Gemeinschaftlichkeit* hin übersteigen zu helfen, Lebensformen und Strukturen schaffen zu helfen und anzubieten, in denen sich einzelne wiederfinden und partiell wenigstens so etwas wie Heimat erleben können. Es bedeutet auch nicht den Verzicht darauf, korrigierend und – wenn nötig – auch sanktionierend einzugreifen. Zunächst aber bedeutet es den Versuch, Zeitgenossen in ihrer z. T. auch überspannten und sich selbst überfordernden Subjektzentrierung anzunehmen, sie zum Mittun einzuladen und vor allem Möglichkeiten zu einem vielgestaltigen Miteinander zu eröffnen.

Das muß keineswegs bedeuten, daß man sich auf diese Weise damit zufriedengibt, kirchliche Gemeinschaft in ihre unterschiedlichen inhaltlichen Ausprägungen wie ihre auch Vergemeinschaftungsformen zerbröseln zu lassen. Gerade weil für die Gemeinschaft der Glaubenden das traditional vorgegebene unverzichtbare Teil der eigenen Identität ist, wird es zwar zunehmend schwierig, die Spannung zwischen Vorgegebenem und neu zu Wählendem nicht nur passiv auszuhalten, sondern sie aktiv zu gestalten und fruchtbar zu machen. Diese Spannung auf eine Art und Weise auszuhalten und zu bestehen, wie dies für heutige Menschen vertretbar und plausibel ist, das ist heute die ebenso schwierige wie anspruchsvolle Herausforderung.

Grund dazu, dieser Herausforderung aus dem Weg zu gehen, besteht im übrigen nicht. Das Maß an Flexibilität, das Kirche und Christentum seit ihrer Entstehung immer wieder gezeigt haben, wenn sie sich auf veränderte äußere kulturelle Bedingungen einstellten, kann einem die Gewißheit geben, daß ihr dies auch zukünftig gelingen wird. Der Mangel an Phantasie, sich zukünftige Formen des Zusammenlebens von Christen auszudenken, dürfte alles in allem größer sein als die Gefahr, daß es sich in der Sache von dessen zentralen Anliegen entfernt. *Klaus Nientiedt*